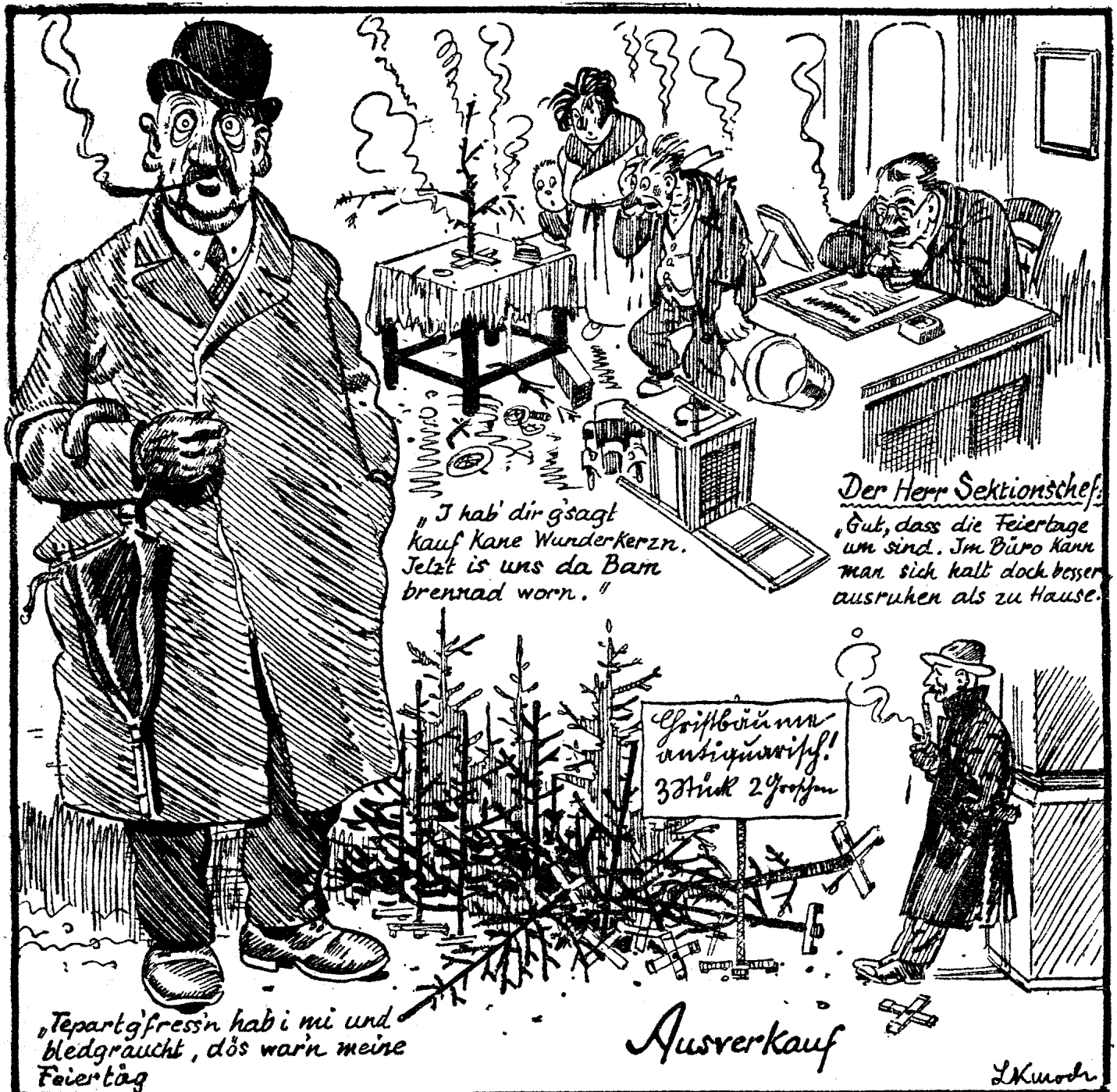


Das Kleine Blatt

7 Groschen
40 Heller *tschechod. Währung*

Nr. 357 Redaktion und Verwaltung: Wien V, Rechte Wienzeile 97, Telefon B 29-5-16 Wien, Freitag, 27. Dezember 1929 Inseratannahme „Kunorrta“, Brixl, Gürtelstr. 13, Tel. R 25-2-36, R 22-1-39 3. Jahrg.

Ein Gespräch mit dem Erfinder der Weltraumrakete.



„I hab' dir gsagt
kauf Kane Wunderkerzn.
Jetzt is uns da Bam
brennad worn.“

Der Herr Sektionschef:
„Gut, dass die Feiertage
um sind. Im Büro kann
man sich halt doch besser
ausruhen als zu Hause.“

„Tepartg'fress'n hab i mi und
bledgräucht, dös war'n meine
Feiertäg

Ausverkauf

L. Kuroch

Nach den Feiertagen.

Leuchtturmwächter in Not.

Am siebenundvierzigsten Tag vor dem Verschmachten gerettet.

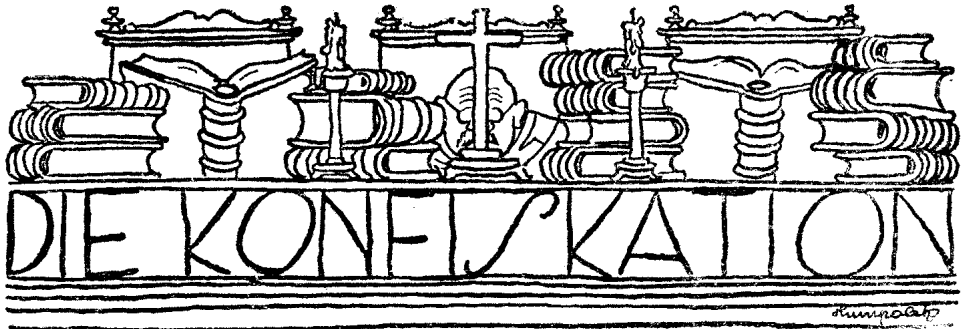
Wir berichteten bereits über das heldenhafte, in der ganzen Welt aufsehenerregende Martyrium der beiden Wächter des Leuchtturmes La Vieille, die infolge eines außerordentlich heftigen, wochenlang dauernden Orkanes vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten, der Gefahr des Verschmachtens ausgesetzt waren. Die beiden Leuchtturmwächter, Marzin und Malgar, sind endlich, am siebenundvierzigsten Tage ihrer Gefangenenschaft, vor dem ärgsten Schicksal gerettet worden. Es ist gelungen, ihnen wenigstens Probiant zuzuführen. Sie abzuholen war infolge des fortdauernden Orkanes nicht möglich, sie bleiben vorläufig weiter im Turm gefangen.

Der für die Schifffahrt wichtige Leuchtturm La Vieille befindet sich auf der Insel Sein, zwei Kilometer von der Küste der Bretagne entfernt. Je zwei Wächter müssen je zwei Wochen lang ununterbrochen eintönigen, verantwortungsvollen Dienst tun. Ihre einzige Verlehrung mit der Außenwelt besteht darin, daß ihnen jeden Samstag ein Kutter Mundvorräte, Trinkwasser und Tabak bringt. Nach zwei Wochen werden die Wächter abgelöst.

Seit Marzin und Malgar aber ihren Dienst antraten, begann ein Orkan, so heftig, wie er in dieser sturmgeübten Gegend noch selten da war. Er dauert bereits seit Wochen und verhindert bisher jede Annäherung von Schiffen an die Insel. Inzwischen aber gingen ihre Mundvorräte und das Trinkwasser zu Ende. Den Leuchtturm zu verlassen, ist ihnen nicht möglich, da die ganze Insel überflutet ist, und das Meer fünfzehn Meter hohe Wellen wirft. Schiffe, die sich immer wieder dem Leuchtturm zu nähern versuchten, mußten stets beschädigt unverrichteterdinge umkehren.

Endlich, nach siebenundvierzigstägigen Hunger- und Durstqualen, konnte ihnen das Boot „Trois Amis“ Hilfe bringen. Wohl brach das Steuer, doch gelang es dem Fahrzeug bis auf dreißig Meter Entfernung an den Leuchtturm heranzugelang. Die beiden Leuchtturmwächter, die halb verhungert, aber ungebrochenen Mutes den Rettungsversuch von der Plattform des Turmes beobachteten, verständigten sich durch Rufe mit der Besatzung des Bootes. Sie warfen ihren Retttern ein Tau zu, und an diesem wurden wasserdicke Säcke mit Lebensmitteln, Trinkwasser und Tabak befestigt, die Marzin und Malgar zu sich hinaufzogen. „Danke“, riefen die tapferen Wächter, „jetzt haben wir alles, was wir brauchen!“

Am Bord der „Trois Amis“ befand sich auch Kerninon, einer der beiden Ersthelfer, die Marzin und Malgar ablösen sollten. Er wollte unbedingt auf den Turm und hat seine Kameraden, ihn am Tau hinaufzuziehen. „Ich will zu euch!“ rief er. „Du bist verrückt“, schrien die beiden zurück, „du kommst ja im Wasser um. Wir können es schon allein machen.“ Das Boot kehrte um und Kerninon, der von seinem tollkühnen Versuch abgehalten wurde, weinte wie ein Kind, daß er das Schicksal seiner Kameraden nicht teilen konnte...



Von Jaroslav Haschek.

Vor dem Berufungspressesenaat fand gerade eine Verhandlung über die Einwendungen gegen die Konfiskation irgendeiner Broschüre statt. Die Staatsanwaltschaft sah in der Broschüre ein Vergehen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung.

Die Mitglieder des Senats sitzen an einem langen Tisch und dort, wo sonst der Advokat zu stehen pflegt, verteidigt ein junger, begeisterter Autor, Redakteur eines sozialistischen Tagblattes, seine Broschüre.

Er steht im Damm seiner Rede und spricht wie ein Engel. Er sagt, daß gerade der bewußte Satz nicht angetan sei, jemanden aufzuwiegen, weil es sich in diesem Fall um ein bloßes Zitat aus der Weltgeschichte handle, wie sie an den Schulen gelehrt werde.

Der Vorsitzende des Senats blidt ihn an, hört aber nicht zu.

Im Laufe seiner langjährigen Praxis hat er gelernt, dem Redner auf den Mund zu blicken, ohne zu hören, was er spricht.

Ihm ist es völlig gleichgültig, was man ihm sagen will. Er schaut, schaut und sein Zustand ist der eines müden Kriegers, der schläft, aber marschiert, ununterbrochen marschiert.

Und der Vorsitzende schaut und schaut wieder und denkt an ganz andere Dinge.

Der begeisterte Autor, der seine Sache verteidigt, ist der Meinung, daß seine Worte den Vorsitzenden ungeheuer interessieren und öffnet dementsprechend die Schlußen seiner Beredsamkeit. Er spricht befeelt und blidt dabei dem Vorsitzenden in die Augen, der darüber nachdenkt, warum der Morgentaffee heute eigentlich so schlecht war. Die Milch war angeblich gut, sagt seine Frau, der Kaffee von derselben Sorte wie immer, ebenso die Bichorie, und dennoch war der Kaffee anders als sonst.



Er blidt den Redner an und denkt: „Du könntest auch Manschetten tragen.“

Der begeisterte Autor setzt seine Rede fort und gestikuliert heftig.

„Aha, die Manschetten hast du auf den Tisch gelegt“, denkt der Vorsitzende und betrachtete seinen Nachbarn, einen Gerichtsrat, das zweite Mitglied des Senats.

Desen Augen lassen deutlich merken, daß ihm die Einwände zu lang erscheinen und daß er die Notwendigkeit empfindet, ein Weilschen zu schlummern. Er rückt daher den Kopf in die Hand, um den Anschein zu erwecken, als vergleiche er den Text der konfiszierten Broschüre mit der Rede des Autors. Und, um sich den Blicken der Anwesenden zu entziehen, häuft er Gesetzbücher vor sich auf wie eine Wand und beginnt zu schnarchen.

Er schnarcht jedoch nicht lange, denn das Mitglied des Senats stößt ihn an und flüstert: „Schon wieder stich's mich im Rücken, Herr Kollege.“

Er leidet an Rheuma und muß sich auf die Lehne des gepolsterten Lehnstuhles stützen, weshalb er die Augen nicht schließen kann, da der Redner es sehen könnte.

Er sieht abgehärmt aus, gähnt und betrachtet die Register vor sich. Er hat mit dem Bleistift einen Hund auf sie gezeichnet und radiert ihm jetzt langsam Schwanz, Beine und stopf aus. Er tut dies geistesabwesend und denkt an sein neues Heilmittel.

Er stößt den Rat zu seiner Linken abermals an und flüstert: „Was glauben Sie, Herr Kollege, wird mir Dampf gut tun?“

Sein Nachbar erwacht und brummt verschlafen: „Den Bleistift lassen Sie ihn... und schläft dann weiter.“

Der schwärmerische Autor spricht und spricht, verteidigt scharfsinnig seine Sache, und zur Rechten des Vorsitzenden gähnt das vierte Mitglied des Senats. Und während er sich vorneigt, langt der schlaue Vorsitzende nach der Mauer der Gesetzbücher und sagt höflich: „Gestatten Sie, Herr Kollege!“

Der erwacht und blidt verblödet auf den Konfiskationsbeschwerdeführer, wie die Benennung eines solchen Herks im Gerichtssaal lautet.

Das vierte Mitglied des Senats baut nun vor sich einen Wall aus Gesetzbüchern und stößt das Kinn darauf.

So ein Schlummer ist auf den ersten Blick nicht ruhig. Aber wer über eine längere Praxis verfügt, wie dieses Mitglied des Senats, befreit sich leicht von der Angst, während der Verhandlung wie ein Kloy einzuschlafen. Es ist eine Art künstlicher Schlaf, ein wahres Wunder auf diesem Gebiet. Eine Weile später ist er wieder wach, nimmt das oberste Gesetzbuch von dem Schutzwall, schaut hinein, legt es wieder an seinen Platz und schläft weiter.

Der Redner bemerkt diese Verschiebung der Gesetzbücher und spricht um so eindringlicher, um die Misseter von der Bedeutungslosigkeit der Konfiskation seiner Broschüre zu überzeugen. Das Wandern der Gesetzbücher von Hand zu

Hand ist ihm der untrügliche Beweis dafür, daß der Fall ungeheuer interessiert.

Der Vorsitzende senkt das Haupt und dreht unter dem Tisch die Finger. Er denkt nach, ob er beim morgendlichen Zigarreneinkauf nicht zu viel gezahlt hat.

Zieht unter dem Talar aus der Rocktasche die Börse heraus, rechnet den Inhalt nach. Sieht, daß ihm eine Krone fehlt, und erinnert sich beim Anblick des Redners, daß er am Morgen fünf Zigarren mehr gekauft hat als sonst.

Er läßt den Blick über die Mitglieder des Senats schweifen. Nur einer schläft hinter den Gesetzbüchern, während die beiden zu seiner Rechten erst im Schlummern begriffen sind. Sie schlafen mit offenen Augen ein — wie Kaninchen.

Dann vernimmt er im Gerichtssaal irgendein Geräusch. Nächst macht er sich klar, daß der Autor noch immer seine Einwände verteidigt, schaut auf die Uhr und sieht, daß der Mann schon zwei Stunden spricht.

Zu seiner Linken, hinter dem schlafenden, in seinem Schlupfwinkel verborgenen Rat, sitzt der noch muntere Schriftführer.

Mit dem Bleistift zeichnet er verschiedene Angeltöne auf ein Blatt Papier und unterschreibt sich aus Langeweile. Und nur aus Langeweile stenographiert er von Zeit zu Zeit irgendeinen Satz aus dem Monolog des jungen Mannes mit: „Hoher Gerichtshof!“ Der Satz: „Schwierige Hände reden sich unter Flächen gegen den Himmel...“, enthält doch nichts, das die Öffentlichkeit aufwiegeln könnte...

Bum! Ein Knall! Das Mitglied des Senats ist vom Lehntuhl gefallen. Es hat von China geräumt.

Er verliert jedoch nicht die Geistesgegenwart und sagt laut, indem er ein Blatt Papier vom Boden aufhebt: „Da schau, jetzt wäre uns fast ein Schriftstück fortgeflogen.“

Durch den Knall aus dem Konzept gebracht, blickt der Redner ihn an, schaut ihm in die Augen und fährt abermals wie mit Engelszungen fort. Doch aufgerichtet betrachtet ihn der



Nach, dann setzt er sich wieder und der Vorsitzende schiebt die Mauer vor sich zurecht.

Zum Schlafen ist es jedoch zu spät. Der Redner schlüchelt mit der Bitte, der hohe Senat möge

seine berechtigten Einwände berücksichtigen und die Konfiskation aufheben.

Die Mitglieder des Senats nehmen ihre Barrette vom Tisch und der Vorsitzende verflücht feierlich: „Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.“

Sie betreten den Beratungssaal und schließen die Tür. Voran geht der Vorsitzende und die Mitglieder des Senats folgen ihm.

Mitten im Saal steht ein langer, grüner Tisch. Der Schriftführer ist der letzte. Ernst und schweigend umschreiten sie den Tisch und erst als er bereits die Klinge der Tür, die in den Gerichtssaal führt, in der Hand hält, bleibt der Vorsitzende stehen und spricht: „Noch einmal herum, die Rede war zu lang!“ Sie umschreiten nochmals den Tisch, erreichen die Tür und betreten den Saal.

Voller Hoffnung schaut der begeisterte Autor zu, wie sie die Barrette auf den Kopf setzen. Der Aufseher sagt zu ihm: „Stehen Sie auf!“

Und der Vorsitzende liest von einem leeren Blatt: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers

hat der Preßsenat als Berufungssenat beschlossen, den hier vorgebrachten Einwendungen nicht stattzugeben und die Konfiskation im



vollen Umfang zu bekräftigen. Die Gründe werden schriftlich bekanntgegeben.“

„Na servus!“
(Einzig berechtigte Übersetzung von Grete Keiner.)

Zählermieten für Gas und Strom.

Die Gründe der Verteuerung.

Ab ersten Jänner werden die Bezahler von Gas und Strom für die Miete der Zähler Gebühren zu zahlen haben, die einer Verteuerung gleichkommen. Daß der Bund fast jährlich Bahn- und Portogebühren erhöht, ist leider selbstverständlich geworden. Aber die Gemeinde, die den Gaspreis seit dem Jahre 1923 und den Strompreis seit 1924 unverändert gelassen hat, bietet jetzt gehässigen Leuten Gelegenheit, auf Stadtrat Breitner zu schimpfen. Sie vergessen dabei zu erzählen, daß diese Anschlußgebühr nicht eine Erfindung der jetzigen Gemeindeverwaltung ist. Sowohl für Gasmesser als auch für Elektrizitätszähler hat schon die christlichsoziale Gemeindeverwaltung Gebühren eingehoben. Nur waren diese Gebühren wesentlich höher als die jetzt beschlossenen. Und noch ein kleiner Unterschied war dabei. Früher hat die Gemeinde aus dem Gas- und Strompreis Gewinne gezogen. Die städtischen Monopole mußten im Jahr 45 Millionen Schilling nach dem heutigen Geld abwerfen. Heute hält die Gemeinde an dem Grundsatz fest, daß Gas, Strom, Wasser und Straßenbahn keine Gewinne abwerfen dürfen, weil solche Gewinne indirekte Steuern wären.

Die Tarife müssen zu den Selbstkosten errechnet werden und daher kommt es, daß in Wien die Preise für Gas und Elektrizität um durchschnittlich 50 Prozent niedriger sind als in den meisten Städten Deutschlands, niedriger als in allen größeren Städten Österreichs.

Der Bund gegen die Gemeinde.

Mehrere Gründe haben zu der Neueinführung der Zählermieten geführt: Hohe Wahnfrachten, erhöhte Materialkosten, höhere Gehalte, Ausgestaltung der Werke. Aber auch der Bund zwingt zu dieser Erhöhung.

Die großen städtischen Unternehmungen werden von der Bundesregierung besteuert. Die Form, in der dies geschieht, zeigt deutlich, wie der Bund gegen die Gemeinde einmisset. Den Elektrizitäts-

werken ist zuletzt im Jahre 1924 eine Körperschaftsteuer von anderthalb Millionen Schilling im Jahre auferlegt worden. Man könnte zwar der Meinung sein, daß ein Unternehmen, das der Allgemeinheit dient, nicht zu besteuern sei. Aber davon sei ganz abgesehen. In den folgenden Jahren hat die Gemeinde von der Bundesregierung immer wieder verlangt, daß die neue Steuervorschriftung mitgeteilt werden soll. Das ist nicht geschehen. Die Unternehmungen mußten ihre Bilanzen und die Preise für Gas und Strom auf Grund der Steuer berechnen, die im Jahre 1924 vorgeschrieben wurde.

Jetzt, im Jahre 1929, fordert der Bund von den Elektrizitätswerken allein eine Nachtragszahlung von rund zwölf Millionen Schilling.

Welches Geschrei wäre von den Feinden Wiens erhoben worden, wenn die Gemeinde irgendeinem Steuerzahler jahrelang nicht vorschreibt, wieviel er zu bezahlen hat, obwohl dieser Steuerzahler dutzende Male verlangt hat, daß man endlich seine Steuer bemessen soll, und wenn dann plötzlich dieser Steuerzahler mit einer wahnsinnig hohen Steuerforderung für mehrere Jahre überfallen wird. Der Preis für das Gas und für den Strom mußte natürlich auf Grund der seinerzeitigen Vorschreibung berechnet werden, und nun kommt plötzlich der Bund daher und verlangt für die Jahre 1925 bis 1928 eine enorm hohe Steuer!

Keine Steuer, sondern Selbstkosten.

Zu den vielen Verteuerungen aller Art werden sich nun auch die Zählermieten gesellen. Sie betragen beim Gasmesser kleinster Type, wie er in fast allen Haushaltungen verwendet wird, 50 Groschen, und für den Elektrizitätszähler, wie er für fast alle Wohnungen in Anwendung ist, 60 Groschen im Monat. Außerdem wird der Elektrizitätspreis um einen halben Groschen für die Sektowattstunde erhöht. Aber die Wiener wissen, daß diese Erhöhung keine Steuer ist, daß sie auch nicht, wie bei